

# INHALT

|   |     |
|---|-----|
| <i>Die Cookie-Sisters</i> .....                 | 7   |
| <i>Mandy und der Muschi-Service</i> .....       | 22  |
| <i>Mark The Dark</i> .....                      | 34  |
| <i>Nirwana</i> .....                            | 47  |
| <i>Lebenslinien</i> .....                       | 58  |
| <i>Siesta</i> .....                             | 68  |
| <i>Die »Georg«</i> .....                        | 78  |
| <i>Powerfrau</i> .....                          | 83  |
| <i>Edgar Dombrowski</i> .....                   | 90  |
| <i>Sweet Home Ostwestfalen</i> .....            | 100 |
| <i>Die Comedy-Bustour</i> .....                 | 116 |
| <i>Osaka-TV</i> .....                           | 129 |
| <i>Der größte Waschsalon Deutschlands</i> ..... | 139 |
| <i>Schlechte Aussichten am Bellevue</i> .....   | 146 |
| <i>Sing mit Freddy</i> .....                    | 159 |
| <i>Rammstein</i> .....                          | 171 |
| <i>Flecken</i> .....                            | 185 |
| <i>Buntes Treiben</i> .....                     | 190 |
| <i>Freddy sein Feierabend</i> .....             | 196 |



# DIE

## Comedy-Bustour



14.30 Uhr

Auch im Laden ist jetzt die Hölle los. Vor der Tür hält der Comedy-Bus. Die silberne Zwölf-Meter-Zigarre mit den fescchen Siebzigerjahre-Dekorstreifen an den Flanken parkt direkt vor meinem bescheidenen Geschäft und verdunkelt mir den Laden. Nanu – jetzt schon? Ich schaue irritiert auf meine Uhr – es ist erst halb drei! Der Bus war doch für heute fünf Uhr angemeldet, dann, wenn es hier eh ruhiger wird im Geschäft.

Das silberne Shuttle hängt in der Gotzkowskystraße fest wie ein Buckelwal im Nichtschwimmerbecken, auf der anderen Seite ist gerade ein UPS-Laster im Auslieferungsdienst und schon steht der örtliche Durchgangsverkehr kurz vor dem Infarkt. Lars, der lange Busfahrer, nimmt das ganz schmerzfrei; er ignoriert die Blechlawine, die sich hinter seiner Setra auftürmt, würgt den Diesel ab, die Bustür schwingt auf und Lars klettert aus seinem Gefährt. Er stakst mit Riesenschritten zwischen den parkenden Autos hindurch und hält auf die Eingangstür meines Ladens zu. Lars ist vielleicht Mitte dreißig, an die zwei Meter groß und wie immer trägt er diesen blauen, sackförmigen Anzug.

Die Comedy-Bustour ist sein Baby und mittlerweile ein Erfolg. Berlins selbst ernannte, lustigste Stadtrundfahrt, immer auf der Suche nach Authentischem und Schrägem, grast alles ab, was eben *nicht* im Reiseführer steht, und so ist man irgendwann auf mich und meinen

Laden aufmerksam geworden. Seitdem ist die Tour bei mir regelmäßig zu Gast. Für mich ist das ein Glücksfall, denn kurz vor Feierabend füllt mir das Sightseeing-Spektakel noch einmal den Laden. Das läuft



dann so ab: Die Touris werden in den Salon gebeten, es gibt Würstchen, Kaffee, Bier und Limonade. Und dann veranstalten wir das berühmte »Wettbügeln«. Edwin van de Klerk, der smarte Holländer und Tour-Conferencier, bequasselt die Gäste auf diesem alternativen Trip zu Berlins heimlichen Highlights und er gibt auch einen veritablen Sportreporter ab, wenn es ums Tempobügeln geht.

»Tach«, raunzt Lars in meine Richtung, während er an mir vorbeistürzt und »ich muss mal kurz nach deiner Keramik sehen« sagt. Und schon ist er verschwunden im Gang, dann rechts und wieder links. Wo das Kundenklo auf ihn wartet. Lars sieht immer so aus, als wäre er zu spät aufgestanden, seine dünnen braunen Haare kleben ihm am birnenförmigen Schädel, sein Baumwollanzug ist vom ewigen Sitzen verknittert. Er kennt sich aus in meinem Laden und so verschwindet er zielsicher im Sanitärbereich. Ich trete vor die Tür und werfe einen Blick auf seine heutige Tour: Mr Busfahrer hat heute offensichtlich

eine japanische Mädchenriege an Bord, eine Schulklasse, nehme ich an. Sie sind vielleicht um die vierzehn Jahre alt, drücken sich jetzt drinnen im Bus die zierlichen Näschen an den Panoramascheiben platt, ein paar trauen sich an die offene Tür. Teils tragen die Mädels eine Art Schuluniform, andere sind sehr fantasievoll gestylt und machen – Überraschung! – ein paar Fotos. Von der Straße oder auch von der Fassade.

Dann folgen Fotos vom Eingang, meinem Ladenschild, dann welche mit mir vor dem Geschäft. Ich komme mir ein bisschen blöd vor: Ein Mann im weißen Kittel vor einem grauen Berliner Mietshaus – in welchem Fotoalbum in Fernost wird dieses Foto je Begeisterung auslösen?

Ich verkrümmele mich wieder in den Laden. Kaum bin ich drinnen, kommt der erste Schwall Teenies hinter mir hergeflutet, sie stehen unschlüssig und verlegen lächelnd herum. Fragen nach der Toilette. Und wenig später herrscht hier reges Treiben: Vierzig Pubertierenden quatschen im asiatischen Singsang durcheinander, und das Outfit könnte nicht bunter sein: Mädchen im Punk-Stil, ganz in Schwarz, mit gefärbten, toupierten Haaren und fetten Plateau-Boots, Gothic-Mädels, die mit puppenhaftem Blümchenstoffen zugleich Lolita-Charme verbreiten, wieder andere tragen verspielt anmutende Accessoires aus dem 17. und 18. Jahrhundert: Schnallenschuhe in Lack, Puffhosen und -ärmel, dazu weiß gefärbte Haare und Gesichter. Und immer diese ultrakurzen Röcke. Manche Mädchen sehen dagegen eher bieder aus: weiße Bluse, blaue Jacke und schwarzer Rock, darunter schneeweiße Kniestrümpfe. Ich bin mir nicht sicher, ob das auch gestylt ist – oder eben die offizielle Schuluniform.

Tante Milli kriegt einen Anfall, als sich vor der Cimbali ein Auflauf bildet, aber dann macht sie doch, was die Mädchen wollen: zwei Dutzend Kakao mit Sahne, quasi in Fließbandproduktion. Lars hat noch immer die Toilette okkupiert und so bildet sich eine Kringelschlange durch den ganzen Laden; derweil werden topmoderne Fotohandys aus stylischen Umhängetaschen gezückt und die Töchter Nippons scannen den ganzen Laden. Vielleicht ist es nur eins von vielen Klischees, aber ich bin immer wieder verdutzt, *was* Japaner alles fotografieren, es gibt nichts, was nicht digitalisiert wird. Meine

Weichspüler-Angebotspalette ist ebenso als Motiv attraktiv wie der Kaffeeautomat oder die Heißmangel, selbst das schmutzige Geschirr, das noch auf dem Tisch steht: Alles wird verpixelt. Gerichtsvollzieher oder Tatortfotografen könnten nicht gründlicher sein. Sven Holger, der mittendrin am Tisch hockt, ist auf einmal wie bedröhnt ob des geballten, weiblichen Hormonspiegels um ihn herum. Sein verschrammeltes Nokia ist allerdings, verglichen mit der Ausstattung der Asiatinnen, eher ein Faustkeil denn ein modernes Smartphone. Keines von den Japan-Girls weiß, wer die »Daliah« ist beziehungsweise wen Andreas hier überhaupt darstellt, aber Andy als »Lavi« ist plötzlich als Fotomotiv voll en vogue, denn sie wirft sich in Pose und alle ahnen es: Das muss ein Promi sein, ein Sternchen!



Das hier ist ihre Show – und sie genießt es! Madame macht einen auf Celebrity, gibt Autogramme, die Mädels posieren lächelnd mit ihr vor den Waschtrommeln und lassen sich gruppenweise ablichten. Mitten aus dieser Traube der Vierzehn- bis Fünfzehnjährigen löst sich eine einzelne Gestalt: Es ist ein kleiner, freundlicher Japaner mit

Igelschnitt, schwarzer Brille und eisgrauem Oberlippenbart. Er trägt eine braune Strickjacke, darunter ein weißes Hemd und Hosenträger. Er stellt sich vor mich, faltet die Hände vor der Brust und deutet eine leichte Verbeugung an: »Konnishiwa, Mister Leck! Hello und Guten Ta-ag! Mein Name ist Hiroto Benjiro, I am the teacher; wir sind aus Osaka. Berlin very nice! ... Eine sehr schön Stadt, danke schön!« Er spricht ein wenig Deutsch und sein Akzent ist sehr reizend. »Could we have a password for the WLAN, please?«

Ein anderes Klischee besagt, dass Japaner riechen, wo es welchen Netzzugang gibt. Ich nenne den aufgeregten Teenies mein Tages-Passwort, Herr Benjiro übersetzt und nickt freundlich anerkennend. In die ganze, wohlerzogene Meute kommt plötzlich und impulsartig Bewegung: Alles beginnt zu skypen, zu chatten und surfen; man kichert wild durcheinander, es wird gepost und gepostet, auch ich muss immer wieder mit ins Bild. Nach wenigen Minuten kollabiert die Netzverbindung wegen akuter Überlastung.

Der freundliche Herr Benjiro erklärt mir derweil, dass seine Klasse schon drei Tage in Berlin ist, man hat also schon eine ganze Menge gesehen. Brandenburger Tor, das Schloss Sanssouci in Potsdam und die East Side Gallery. Und Madame Tussauds. Und alles wird gefilmt – für das Osaka-Pupils-online-TV! Ich nicke begeistert mit. Zwar wird mein kleiner Betrieb hier gerade komplett lahmgelegt, aber wer kann schon dem Kompliment widerstehen, neben der East Side Gallery als Sehenswürdigkeit zu bestehen? Und das vor einer Teenieschar aus Fernost! Herr Benjiro klatscht jetzt energisch in die Hände; es folgt eine abrupte Stille. Er brüllt etwas, was fast wie ein Befehl klingt. Ich bin beeindruckt von seiner sonoren Stimmgewalt; auch wenn ich keinen Schimmer habe, ob er jetzt alle zum Eisessen einlädt oder jemand erschossen werden soll. Drei Mädels lösen sich aus der Gruppe und bauen sich vor mir auf: Die Größte hat einen Tablet-PC in der Hand und lächelt mich an, Nummer zwei hält eine Mikroangel über mich und die kleinste im Trio balanciert eine Profivideokamera auf ihren zarten Schultern. Das Objektiv ist auf mich gerichtet.

»We would like to invite you for a little interview, Mr Leck. Would you be so kind?«, fragt die Große, die sich als Mariko vorstellt, jetzt in glasklarem Englisch. Hier, in dem Krach? Ich schaue sie fragend an.



Lars kommt vom Klo und stellt sich dazu. »Nee, hier nicht, Freddy, das machen wir schön im Bus! Lass den Kittel an. Ich zieh mir noch schnell 'nen Kaffee.«

Ein Interview? Ich habe keine Ahnung, was die wissen möchten. Also meinetwegen, wenn es nicht so lange dauert, sage ich zu Lars.

»Tantchen, ich bin mal kurz draußen ... im Bus!« Ich versuche, Tante Milli einen Wink zu geben, aber die hat keine Ohren für mich; sie steht an der Kasse und ist mitten in der Diskussion mit einem resoluten Rentner, der sich um sein Wechselgeld betrogen fühlt.





Mit der Schulklasse treibt es mich in einer Woge mit aus dem Laden, auf der halben Treppe im Buseinstieg halte ich kurz inne, drehe mich noch mal um, wie der Präsident, der sich von seinem Heimatland verabschiedet; im Laden bildet jetzt sich an der Kasse eine Traube und ich stelle besorgt fest, dass meine Tante dabei ist, sich in mehrere Kundengespräche gleichzeitig zu verzetteln. Jemand hält ihr ein Wäschestück hin, eine alte Dame winkt mit einem leeren Weichspülerbecherchen, an der Kaffeemaschine warten ein paar junge Leute darauf, dass Lars, der sich selbst bedient, dort mal Platz macht. Jetzt stellt der lange Lars sich mit dem Pappbecher in die Traube an der Kasse, nicht etwa um zu bezahlen – das hat er noch nie getan –, er scheint irgendwas mit der Tante bequatschen zu müssen.

Ich weiß, wenn ich nicht in fünf Minuten wieder zurück im Salon bin, gibt das eine Katastrophe, dann kollabiert das System »Milli«.

So stehe im vorderen Gang des Busses, die gertenschlanken Japan-Teenies schlängeln sich an mir vorbei. Irgendwann scheinen fast alle Plätze besetzt, aber die Tür steht weiter offen. Wo bleibt denn Lars?

Das Kamera-Trio steigt jetzt zu, ich verschwinde halb in einer Sitzreihe und lasse die drei Grazien passieren, die Mädels turnen behände mit dem sperrigen Equipment an mir vorbei und setzen sich. Alles schaut mich erwartungsvoll an. Nanu – wollten wir nicht ein Interview machen? Ich lächele Mariko, die Große mit den TV-Ambitionen, an und sie lächelt zurück. Meinetwegen könnte es jetzt losgehen.

Jetzt kommt Lars endlich aus dem Laden, das Hemd hängt ihm immer noch aus der offenen Anzughose. Er stopft alles – Hemd, Bauch und Unterhose – in den Hosenbund, während er den Pappbecher mit dem Heißgetränk zwischen den Zähnen festhält, dann macht er sich im Laufen und auf offener Straße den Reißverschluss zu. Er steuert breitbeinig auf die Bustür zu, wuchtet seine gut hundert Kilo die kleine Stiege hoch, stellt den Kaffee in den Halter und greift nach dem Bordmikro, das vorne in der Konsole bereitliegt.

»Freddy«, raunzt er jetzt leise in meine Richtung und beugt sich zu mir herunter, »hör mal, ich weiß, das kommt jetzt vielleicht ein bisschen spontan ...«, er schaut mich an mit seinem Dackelblick, » ... aber ich habe hier heute ein Problem.« Problem?

»Welches Problem denn?«, frage ich ihn. »Du hast volles Haus! Was ist los? Brennt dein Bus vielleicht, läuft das Diesel aus?« Unsere Blicke treffen sich, und meiner ist ein einziges Fragezeichen. »Nee, hör mal zu: Es ist nämlich so ...«, säuselt er weiter, »unser Edwin, der ist heute unpässlich – also der hat mir vorhin abgesagt ...«

Jetzt erst fällt mir auf, dass Edwin van de Kerk, die alte Kalauer-Kanone, unser Berufsholländer und Bus-Bespaßer, gar nicht mit an Bord ist. »... und da wäre es sehr nett, Freddy, wenn du das heute übernimmst ... also nur ein paar Worte ... du musst ja nicht den Mario Barth raushängen lassen.« Er schaut mich flehend an und hält mir dann das kleine Mikro mit dem Spiralkabel auffordernd unter die Nase.



»Ich?« Jetzt bin ich wirklich im falschen Film. »Ich denke, das sollte ein Interview werden ... Lars, ich weiß nicht, ob dir das schon aufgefallen ist, aber ich habe einen Laden ... dort drüben! Da ist ein bisschen was los gerade: Da wartet ein Haufen Arbeit! Und wenn ich die Tante noch fünf Minuten alleine lasse, dann ...« »Ja, klar, Mann«, fährt mir Lars dazwischen. Dann flüstert er wieder im Therapeutenton: »Ich weiß, das ist jetzt sicher eine besondere Situation für dich ... entspann dich, Freddy, ich habe gerade alles mit deiner Tante

geklärt, die wird das Ding rocken. Ist ja nur für 'ne halbe Stunde oder so ... ich bin sonst voll aufgeschmissen.«

Eine halbe Stunde?

Jetzt setzt er wieder diesen Dackelblick auf. Unerträglich.

Habe ich schon gesagt, dass ich ganz schlecht Nein sagen kann, wenn mich Leute um Hilfe anflehen? Lars weiß das ganz genau. Er drückt mir wortlos das Mikro in die Rechte, schwingt seinen Zwei-Meter-Körper mit lässiger Grazie hinters Lenkrad; er hat gar nicht erst abgewartet, was ich zu seiner Offerte sage. Auf Knopfdruck schließt die hydraulische Bustür mit leisem Zischen, dann wirft er die Maschine an.

»Lars?«, frage ich nach vorne. Aber Lars ist beschäftigt: Er löst die Feststellbremse und legt den ersten Gang ein, Spiegelblick und Blinker, los geht's. Ich muss mich an den Sitzlehnen festhalten, als der Bus mit leichtem Rucken anfährt und Lars ihn auf die Straße lenkt. Jetzt schaue ich in den Gang. Ein buntes Völkchen lächelt mich höflich und erwartungsvoll an. Vierzig dunkle, mandelförmige Augenpaare sind auf mich gerichtet, dazwischen das große Kameraobjektiv, das einzige Einauge. Über mir wird die Mikrofonangel in Position gebracht.

Mein Mund ist sehr trocken jetzt, ganz im Gegensatz zu meinen Handflächen.

*Du musst etwas sagen. Du hast ein Mikrofon. Ich halte mir das kleine Mikro vor den Mund.*

## SPRICH MIT DEM VORHANG!

**TROCKENER MUND UND FEUCHTE HÄNDE:**

**GENAU SO STEHE ICH AM 2. JULI 87**

**IN DER ZBF, DER ZENTRALEN VERMITTLUNGSAGENTUR FÜR  
SCHAUSPIELER AN BÜHNE UND FERNSEHEN,  
ORDENSMEISTERSTR. 15 IN BERLIN, RAUM 404.**

**Es** ist 8 Uhr 15 und ich bin mitten in meiner Vorsprechprobe. Zwei ältere Damen, beide schwarz gewandet, sitzen kaum zwei Meter vor mir und starren mich an. Ich bin gelernter Schauspieler und habe nach meiner Abschlussprüfung schon so manche Rolle gemeistert, aber das zählt hier und jetzt keinen Cent.

»Herr Martens«, sagt die Strengere der beiden jetzt und mustert mich über ihre Lesebrille hinweg.

»Der Andri aus ›Andorra‹ von Max Frisch war zwar textsicher, aber etwas blutarm, den Valentin aus ›Faust I‹ haben Sie – na, sagen wir mal – ganz ordentlich gemacht, aber überzeugt haben Sie uns noch nicht. Wir möchten mehr hören – wieso spielen Sie uns nicht einfach etwas vor aus Ihrem Repertoire?«

»Ja natürlich, kein Problem, äh ... vielleicht ...« Mir wird schweißkalt auf dem Rücken, meine Beine drohen wegzuknicken. Ich würde jetzt gerne loslegen. Die Sache hier hat nur einen Haken: Mein Pulver ist bereits verschossen. Ich habe kein Repertoire! Was jetzt? Denk nach, Dirk!

»Herr Martens? Was ist denn nun?«, bohrt die andere. Man wird langsam ungnädig mit mir.

Also plappere ich einfach los: »Wie wäre es mit ...«, ich sehe mich suchend um im Zimmer »... ›Das Gespräch mit dem Vorhang‹

– von Elsa Holgersson? Ich spiele darin den Sven. Der Sven ist ja eine eher gebrochene Figur; am passendsten erscheint mir sein Monolog im zweiten Akt; er steht am offenen Fenster, er zweifelt an seinem Leben. Elsa Holgersson hat hier die Krisensituation eines jungen Dänen ...«

»... Sie müssen mir das Stück nicht erklären«, geht mir die Strenge jetzt wieder dazwischen, »ich kenne den Stoff, was denken Sie denn? Fangen Sie einfach an – Bitte!«

Na gut. Ich lehne mich mit verträumtem Blick an den Fensterahmen und streichele sanft den Vorhang. Nach eine Weile fange ich an zu zittern und beginne mit brüchiger Stimme, den Vorhang jetzt fest umarmend: »Du, der mir den letzten Halt gabst, mich nicht in die Tiefe stürzen ließest, damit ich den Sonnenaufgang neu erleben darf, willst du dich nun von mir abwenden? Meine Kräfte willst du mir nehmen, damit ich aus meiner Schwäche neu erwachse!? Schande soll über dich ergehen!« Ich schreie wie ein Psychopath und stoße den Stoff von mir. Dann ver falle ich in ein Schluchzen: »Gott wird über dich richten, Vorhang, und ich werde Zeuge sein.« Ich mache eine anklagende Geste Richtung Stoff und gleite entkräftet zu Boden.

Die beiden Damen schauen mir gebannt zu. Aber da ist noch so etwas wie kritisches Misstrauen in der Luft. Also setze ich nach, während ich auf Knien robbe: »Du hast mich einst gewärmt, Stoff, aus dem meine Träume werden sollten, hast mich in deinem warmen Schutz väterlich ummantelt, warst mir Freund und Versteck, fremde Blicke mir ersparend!« Ich stehe auf, drehe mich zärtlich in den ollen, blaugrauen Behang. Im Vorhang riecht es muffig-staubig.

»Doch jetzt –«, ich springe theatralisch aus der Umwicklung heraus – »jetzt spüre ich deinen Verrat, wie einen Messerstich in den Lenden, Vorhang, der du feige zur Seite weichst und mich arme Gestalt dem Gespött eines ganzen Volkes preisgibst – du weißt nicht, was du mir antatest!«

Die beiden Jurorinnen hängen jetzt an meinen Lippen. Ich monologisiere weiter, eine Viertelstunde geht das so. Ich finde ein Ende irgendwo, sage: »Bis hierhin erst mal«, und verneige mich.

Es herrscht eine kurze Stille, dann nickt die Strenge anerkennend. Die andere kritzelt irgendwas auf ihr Klemmbrett. Dann schaut sie auch auf mich. Sie ist gerührt.

Elsa Holgersson hat es nie gegeben, den »Sven« schon gar nicht und auch sein Dialog mit dem Vorhang ist hundertprozentig meiner Fantasie entsprungen. Mein kleines Repertoire besteht eben nur aus zwei Stücken und die habe ich längst verschossen.

Mein Vorsprechen hat gar nicht gut begonnen; mein erster Versuch heute, eine armselige A-capella-Version des »My-Fair-Lady«-Klassikers »In der Straße wohnst du«, hätte fast meinen Rauswurf bedeutet.

Aber jetzt hab ich die beiden Frauen weichgekocht. Der »Sven« hat sie berührt. Ja, ich werde in die Kartei aufgenommen, man versichert mir, man werde sich um Arbeit für mich kümmern. Und dass ich das Zeug dazu hätte. Immerhin, ein Hoffnungsstrahl.

Meine anderen Versuche, hier in Berlin an Geld zu kommen, sind in den letzten Wochen gescheitert: Beim Samenspenden sind jetzt die dunkelhaarigen Männer en vogue und ich bin abgemeldet. Schade. Und ein privater Jeanshandel mit Ostberlin, den ich ein Wochenende lang probiert habe, ist im wahrsten Sinne des Wortes in die Hose gegangen.

Vor einem Monat hat es mich nach Berlin verschlagen: Am 1. Juni bin ich morgens bei feinstem Sonnenschein aus dem Nachtzug geklettert. Vollkommen gerädert zwar, aber auch voll neuen Mutes. Ich habe Marion, meine Freundin und Gefährtin, in München zurückgelassen. Mein einziger Versuch, mit einer Frau zusammenzuleben, ist damit Vergangenheit.

Noch am Bahnhof Zoo durchsuche ich die Zeitungen und melde mich auf eine Wohnungsanzeige. Ja, die Wohnung in der Gustav-Müller-Straße ist noch zu haben, 1 Zimmer mit Außenklo für läppische 168 Mark: Ich bin ein Glückspilz! Ich mache mich auf den Weg.

Keine zwei Stunden später unterschreibe ich den Mietvertrag. Meine freundliche Vermieterin weist mich darauf hin, dass es in der Wohnung noch leicht müffelt: Meine Vorgängerin ist erst seit

neulich unter der Erde, sie ist in dieser Bleibe verstorben und hat dann dort vierzehn Tage alleine und unbemerkt auf den Dielen gelegen. Aber wenn ich gut lüfte, sagt sie, sei das bald verflogen. Sie überreicht mir lächelnd den Schlüssel. »Viel Glück, Herr Martens!«

Die kleine Butze liegt im Hinterhaus im ersten Stock. Schon während ich den Schlüssel ins Schloss stecke, schlägt mir der süßliche Verwesungsgeruch entgegen. Ich stelle meinen Koffer in den Flur, hole tief Luft und halte mir den Jackenärmel vor den Mund. Dann schließe ich auf und stürme hinein. Hilfe! Es stinkt wie die Pest. Ich versuche mit der freien Hand beide Fenster zu entriegeln, aber der Gestank haut mich aus den Latschen: Raus hier, ab zum Klo! Ich stürze, den Kotzdrang kontrollierend, auf den Flur ... Aber wo ist überhaupt das verdammte Klo? Zu spät.

Mein Erbrochenes verteilt sich fontänenartig im Treppenhaus. Was für eine Schweinerei. Was soll ich jetzt machen? Ich habe nicht mal einen Wischer oder einen Eimer.

Ich öffne meinen Koffer und schmeiße alle meine Textilien auf den Boden. Dann knie ich mich völlig ermattet hin und wische alles auf – mit meinen letzten sauberen Hemden und Hosen.

Willkommen in Berlin!



# Flecken



17.15 Uhr

Eine kleine Ewigkeit und ungezählte Songs später bleibt mir die Stimme weg, mein Atem ist jetzt flach und hechelnd: unvermeidliche Nebenwirkungen meiner Rammstein-Performance. Aus, stopp, ich kann nicht mehr. Ich gebe Paul das Time-out -Zeichen.

Die Groupies stampfen, johlen, klatschen, ich bin am Ende, aber ich bin jetzt ein Held und darf von der Bühne, zurück an meinen Platz. Ein nettes Mädchen im Lolita-Look bringt mir meinen Kittel und mein Hemd, Paul kommt mit einer neuen Lage *Futschis*, er hat sogar ein Handtuch für mich dabei. Ich sollte jetzt mal langsam los ... Ich riskiere einen Blick auf die Uhr: Es ist viertel nach fünf! Um sechs schließt mein Salon. Theoretisch jedenfalls. Wie soll der schließen, wenn der Herr Chef mit den Schlüsseln hackenstramm in irgendeiner Kellerkneipe abhängt? Ich stehe auf und mache Anstalten zu gehen.

Herr Benjiro erhebt sich ebenfalls und dankt mir mit festem Händedruck und einer halben Verbeugung, nein, ich muss nichts zahlen, das übernimmt die Klassenkasse, Ehrensache.

Ich schlängele mich durch die Sitzgruppen zum Ausgang, schüttele ein paar Dutzend Hände zum Abschied und nehme dann die Stiege hinauf zur Straße. Der Schweiß lässt mich frösteln und ich hoffe, dass ich auf die Schnelle eine Droschke finde.

Fünf Minuten später sitze ich im wohlbeheizten Fond, mein Chauffeur ist Herr Murathan Kaya, wie mir sein Dienstaussweis auf

dem Armaturenbrett freundlich lächelnd mitteilt. Ich sage Hallo und wo ich gerne hinmöchte. Herr Kaya ist sehr kommunikativ und sucht das Gespräch mit dem Fahrgast.

»Sind Sie Arzt oder was?«, möchte er mit Blick auf meinen weißen Kittel jetzt wissen.

»Ja, so ähnlich«, gebe ich zur Antwort. »Ich verarzte Wäsche, also die anderer Leute.«

»Aha«, sagt Herr K. und er mustert mich leicht belustigt im Rückspiegel.

»Hast du Wäschekrankenhaus?«

»Könnte man so sagen.«

Wir halten jetzt auf den Großen Stern zu, die Ampel springt auf Grün und mein Pilot fährt ungebremst in den Kreisel, er findet die Idealinie, die ihn an der Altonaer wieder aus dem Zirkel schießt.

Mir ist flau, ich habe einen akuten Schwächeanfall. Na klar: Ich habe seit dem Frühstück nichts gegessen. Momente später habe ich eine Eingebung. »An der nächsten Imbiss-Station, würden Sie da bitte freundlicherwise anhalten, Herr Kaya.« Herr K. tut wie ihm geheißen. In der Levetzow bremsst er vor einem Curry-Caravan, der dort Station macht, ich bitte ihn, zu warten, und hangele mich aus der Karosse. Die dicke Frau hinter der Theke jagt die Wurst durch den Häcksler, spart nicht am gelben Pulver und auch die Fritten lachen mich an; goldgelb mit extra viel Mayo und Ketchup, herrlich. Als ich mit der ganzen Pracht zurück ins Auto will, zeigt mir mein Fahrer die Rote Karte: Wir Junkfoodfans müssen leider draußen bleiben. Also esse ich die Schlemmerplatte im Stehen, Herr Kaya wartet bei laufendem Motor. Ungefähr auf halber Strecke verliert der durchweichte Pappteller die Statik, oh merde! Pommes und Soße klappen zur einen, Wurststückchen zur anderen Seite ab, Hilfe! Reflexartig versuche ich zu retten, was nicht zu retten ist, und drücke mir die Lage gegen den Bauch – auf meinem gerade noch blütenweißen Kittel sind jetzt Streifen von blutrotem Curryketchup; ich sehe aus wie ein Chirurg nach einer Not-OP. Ich verfrachte den traurigen Rest der Schlemmerplatte in den nächsten Müllschlucker und steige wieder ein. Herr Kaya reicht mir wortlos ein Tempo-Taschentuch nach hinten. Er ist besorgt – vor allem um sein schickes Auto.

»Wenn dir ist schlecht, Kollege, sagst du Bescheid, ich halte an sofort.  
Alles klar?«

Alles klar. Ich werde mich zusammenreißen. Die Flecken auf meiner  
Dienstkleidung sind schon peinlich genug.